

PTB

Paul Scheerbart
Der Aufstieg
zur Sonne
Märchen

*Auswahl und Nachwort
Ulrich Kölker*

Panthomo Verlag

© 2026 Panthomo Verlag (Auswahl und Nachwort)
Abb. Umschlag vorne: Anthropomorphe Sonne
(digitale Graphik von Ulrich Kölker)
Abb. Umschlag hinten: Sonnenritter
(KI-generierte Graphik von Ulrich Kölker)
Panthomo Verlag, Waldweg 66a, 48163 Münster
post@panthomo.de / www.panthomo.de
Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg
ISBN: 978-3-912409-08-6

INHALTSVERZEICHNIS

Der Aufgang zur Sonne. *Hausmärchen*

Weltglanz. *Ein Sonnenmärchen* 9

Seequallen. *Ein Seemärchen* 32

Das alte Felsenschloss. *Ein Tiermärchen* 42

Die neue Maschine. *Ein Sturmmärchen* 51

Märchen aus anderen Veröffentlichungen und aus dem Nachlass

Die Prinzessin Rona. *Ein Märchen* 61

Die Roseninsel. *Ein Klexmärchen* 66

Die blaue Blume. *Ein Hexenmärchen* 68

Die Arbeit des Riesen. *Philantropische Titanomachie* 71

Der Gierige 77

Der Neugierige 80

Die angeführte Hexe. *Ein Mordsspaß* 82

Die Rutschbahn 86

Die Weltkutsche. *Eine Weltreise mit dreizehn großen Abenteuern* 88

Die weißen Vögel. *Antisimples Farbenmärchen* 110

Nachwort 119

Der Aufstieg zur Sonne

Hausmärchen

Weltglanz

Ein Sonnenmärchen

In einer alten Stadt lebte ein Knabe, der alles missverstand. Er hieß Adam und wurde gewöhnlich »der Kleine« genannt und dieses Beinamens wegen hielt er sich für sehr groß — so missverstand er alles, was man ihm sagte. Der Kleine glaubte immer, hinter jedem Worte säßen sehr viele versteckte Gedanken, und so hörte er immer ganz sonderbare Dinge aus allen Reden heraus. Da nun aber der Kleine fast jedes Mal ausgelacht wurde, wenn er mal selber was sagte, so wurde er schließlich sehr schweigsam und behielt alle seine Gedanken für sich — und sah nur immer so hilflos alle Menschen an, dass die jetzt oft *darüber* lachen mussten.

Nun stand an einer alten Brücke vor der alten Stadt eine alte Lohmühle — die klapperte Tag und Nacht. Und neben der Lohmühle stand ein alter Gasthof — der hieß »Zur Sonne«. Über der einen Türe des Gasthofes, die einen Nebeneingang bildete, stand aber »Aufgang zur Sonne« — da ging's eben gleich in das obere Stockwerk hinauf. Diese drei Worte über der Gasthofstür hatte der kleine Adam oft gelesen und sich dabei gedacht, dass es dort auf großen Treppen zur Sonne des Himmels hinaufgehen müsse. Und der Kleine wollte so gerne mal mit einem guten Onkel zusammen durch die Türe durch da nach oben gehen — alleine wagte er's nicht. Doch er wagte auch nicht, seinen Wunsch mal auszusprechen.

Und so ging der kleine Adam oft über die Lohmühlenbrücke an dem Gasthof zur Sonne vorüber und bewunderte sehn-süchtig die gelbe Strahlensonne, die über der bewussten Tür angemalt war — auf blauem Untergrunde.

Und eines Abends, als die Sterne sichtbar wurden, kam

auch ein Nordlicht am Himmel zum Vorschein.

Die Bewohner der alten Stadt wurden durch das Nordlicht heftig erregt und Adams Mutter rief im Garten plötzlich laut auf:

»Der Komet kommt!«

Da packte den armen kleinen Adam die Angst; er lief in die große Stube und versteckte sich unter dem Sofa.

Und wie er nun da so auf der Diele lag und aufmerksam lauschte, kam der Vater mit einem alten Freunde in die Stube hinein. Und der Freund sagte, während er sehr wichtig tat:

»Du kannst es mir glauben: Der Manteuffel ist schon da.«

Da dachte der kleine Adam unterm Sofa, jetzt müsse die Welt untergehen, denn er hielt natürlich den Manteuffel, der ein kommandierender General war, für den leibhaftigen Gottseibeius.

Und der kleine Adam schrie erbärmlich, sodass sein Vater nicht wenig erschrocken war, als er seinen Sohn unterm Sofa so schreien hörte.

Und der Adam ward zu Bette gebracht; es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er Prügel bekommen, denn er wollte durchaus nicht sagen, was ihm fehlte.

Im Bette jedoch dachte der Kleine immerfort an den Teufel — den sah er ganz deutlich vor sich — er trug einen langen schwarzen Rock, lange schwarze lockige Haare, die bis auf die Schultern hinabwallten, schwarze Glacéhandschuhe und einen alten schwarzen Zylinder als Kopfbedeckung. In diesem schwarzen Habit hatte der kleine Adam den Teufel schon oft in den Straßen der Stadt gesehen.

Natürlich war dieser Teufel kein Teufel, sondern bloß ein armer Dichter, der eine Abneigung gegen die Friseurin hatte.

Adam kniff die Augen fest zu, um den schwarzen Mann nicht mehr sehen zu brauchen, und dabei schlief er ein und träumte von Teufeln, Sonne, Mond und Sternen.

Als er des Morgens erwachte, brannte noch die Nachtlampe; Vater und Mutter schliefen noch. Da kam dem Kleinen eine kühne Idee in den Kopf. Er wusste, dass der schwarze Teufel täglich ganz früh spazieren ging. Nun sagte er sich, dass dem Teufel doch der Aufstieg zur Sonne bekannt sein müsse. Konnte da der Kleine nicht den Teufel bitten, mit ihm zur Sonne hinaufzugehen? Wohl war der Kleine furchtsam — doch was half alle Furcht? — die Welt ging ja doch bald unter. Und so zog sich der Kleine rasch und leise an und schlich auf den Zehen durch die Haustüre durch, die seltsamerweise offen stand.

Der kleine Adam lief durch die leeren Straßen zur Stadt hinaus — zur Lohmühle. Und da saß der Teufel in den städtischen Anlagen auf einer Bank und schien auf den Adam zu warten.

Schüchtern nahte der Kleine dem Schwarzen und sprach, während er selbst ganz erstaunt über seine Kühnheit wurde:

»Entschuldigen Sie, Herr Teufel, aber wollen Sie nicht so gut sein und mit mir zur Sonne hinaufgehen? Dort drüben ist ja der Aufstieg zur Sonne und die Welt geht ja doch bald unter.«

»Die Welt geht«, erwiderte der Schwarze, »noch lange nicht unter; der Komet ist ja nicht mehr zu sehen. Wenn du aber mutig bist, so will ich dich zur Sonne hinaufführen.«

Und bei diesen Worten nahm der Schwarze den Kleinen an die Hand und ging mit ihm durch die bewusste Türe. Adams Herz klopfte und er zitterte, sagte jedoch dabei:

»Ich bin wirklich sehr mutig, Herr Teufel! Sie können's mir ganz bestimmt glauben.«

Die beiden stiegen eine steile Treppe hinan und kamen auf einen Boden, der sehr dunkel war. Vom Boden führte ein langer Gang gradaus — sehr weit nach hinten. Und auf einmal standen sie vor einer offenen Tür, die auf ein großes weites

Dach führte, das mit vielen Steinen bedeckt war, sodass es einem Steinfeld glich.

Der Teufel schritt mit dem Adam über das Steinfeld und sie kamen an einen hohen Berg. Der war anders als die gewöhnlichen Berge; es war ein grauer Wolkenberg.

Eine Steintreppe führte in der Mitte zum Gipfel des Berges. Da gingen die beiden hinauf. Die Stufen der Treppe waren aber so weich wie weicher Radiergummi, sodass sie schnell höher stiegen; sie nahmen immer mehrere Stufen, der Kleine schwebte oft in der Luft, doch das Springen machte ihm gar keine Mühe; der Schwarze hielt ihn auch so fest an der Hand.

Und nach den grauen Wolkentreppen ging's auf roten höher und dann auf goldenen noch höher und schließlich auf schneeweißen ganz hoch hinauf — und alle Treppen federten wie Sprungfederbetten, sodass die beiden gar bald oben im Himmel anlangen.

Und oben lag nun plötzlich ein großes hügeliges Schneefeld vor ihnen. Und ein feiner Schlitten mit zwei weißen Schimmeln und himmelblauen Schneedecken kam herangebimmelt.

Der Schwarze sprang mit dem kleinen Adam ohne weiteres hinein in den Schlitten — und fort ging es — so schnell wie der Wind — der Kutscher hinten sah wie ein alter Weihnachtsmann aus.

Und die Schimmel rannten, dass die himmelblauen Schneedecken nur so knatterten. Und der Weihnachtsmann knallte hinten recht oft mit der langen Peitsche und die kleinen Glocken auf den Schimmelköpfen bimmelten in einem fort.

»Das geht schnell!«, sagte der Kleine.

Und der Schwarze sagte: »Jawohl, mein Kind! Solche Schimmel gibt's auch bloß im Himmel!«

»Das kann ich mir denken!«, entgegnete da kleinlaut der kleine Adam.

Und er blickte umher in die himmlischen Schneegefilde hinein. Da sah er auf hohen Schneebergen glitzernde Eispaläste — die waren hellgrün wie das Eis auf den Eiswaagen. Und viele Luftballons schwebten durch den blauen Himmel.

Und der Kleine sagte: »Mit den Luftballons fahren wohl bloß die großen Herren und Damen.«

Der Schwarze gab keine Antwort und der Kleine sprach zu sich selbst, ohne dass es jemand hörte:

»Adam, du musst nicht zu viel wissen wollen, sonst kriegst du nachher gar nichts zu wissen.«

Und er sah wieder in die Schneefelder und bemerkte in der Ferne viele große Schneemänner mit Flinten und roten Augen.

Währenddem jagten die Schimmel immer schneller dahin, dass sie dampften wie Kochtöpfe um ein Uhr mittags.

Und sie sausten in eine große Allee, in der die Bäume riesigen Eisblumen ähnten — aber sehr sehr groß waren diese Bäume — wie ungeheure Korallengewächse — wie Fächerpilze ragten sie hoch in die Luft hinauf.

Und zwischen diesen Eisbäumen standen wieder Schneemänner in martialischer Positur — aber mit schwarzen Bärten, schwarzen Zylindern, schwarzen Locken und schwarzen Handschuhen.

Der Knabe zuckte zusammen, sah erschrocken seinen Begleiter an und sprach ernst:

»Entschuldigen Sie, aber sind das da drüben weiße Teufel?«

Der Schwarze lächelte und erwiderte:

»Die gehören alle zur großen Garde.«

Da ging, während der kleine Adam nicht weiterzufragen wagte, hinten in der Allee die Sonne auf — ganz rot — wie ein kolossales Schneemannsaug.

Und die Pferde flogen wie die Pfeile dahin und der Schlitten

war bald ganz dicht vor der Sonne, die jetzt furchtbar hoch aussah — so hoch wie tausend Heuwagen übereinander.

Vor einer Zugbrücke, die grade runtergelassen wurde, hielt der Schlitten an.

Viele Reiter in Pelzen sprengten im Galopp auf den Schlitten zu und der eine Reiter nahm den Adam auf sein Pferd.

Da jedoch der Schwarze im Schlitten sitzen blieb, fragte der Kleine noch schnell:

»Herr Teufel, fahren Sie wieder nach Hause?«

»Ja freilich!«, versetzte der Schwarze.

»Dann seien Sie doch bitte so gut«, fuhr der Kleine fort, »und grüßen Sie meine Eltern recht herzlich und bitten Sie meine Eltern, meinewegen ja nicht in Sorge zu sein.«

»Das will ich tun,« rief der Schwarze und fuhr davon.

Der kleine Adam aber schrie ihm nach:

»Ich danke Ihnen auch noch sehr, Herr Teufel! Vergessen Sie nur nicht zu grüßen.«

Und dann ritten die Reiter mit dem Adam über die lange Zugbrücke zur großen roten Sonne hinüber, die jetzt ganz goldig wurde und so funkelte, dass der kleine Adam ein Weilchen die Augen zumachen musste. Die Hufe der Pferde klapperten auf der Brücke wie unzählige Mühlenräder.

Als der Kleine die Augen wieder auftat, war die Gesellschaft angelangt — auf der Sonne.

Die Sonne war ein rundes Haus und wurde von einer alten Frau, die grade vorüberging, Riesentrommel genannt.

Die ganze vordere Sonnenscheibe bestand indessen — und hier wurde das Adamchen ganz sprachlos vor Erstaunen — aus unzähligen Rittern in funkelnden goldenen Rüstungen.

»Der ganze Sonnenglanz kommt also von den Ritterrüstungen!«

Nachwort

Im Jahr 1892, als Gerhart Hauptmanns Stück *Die Weber* erschien, gründete der neunundzwanzigjährige Paul Scheerbart — in erkennbarer Opposition zum von Hauptmann repräsentierten Naturalismus — den *Verlag deutscher Phantasten*. Dieser hielt sich aber nicht lange, warum in ihm nur ein einziger »deutscher Phantast« zum Zuge kam: der glücklose Verleger selbst. Später fanden Scheerbarts Bücher, insgesamt um die dreißig, den Weg in die Programme verschiedener namhafter Verlagshäuser, verkauften sich aber nirgends wirklich gut. So durch und durch erfolglos, wie oft behauptet wird, war der Autor allerdings auch nicht: Sein Asteroidenroman *Lesabéndio* fand immerhin so viel Anklang, dass er bereits im Erscheinungsjahr 1913 nachgedruckt werden musste. Trotzdem blieb Scheerbarts wirtschaftliche Lage bis an das verfrühte Lebensende — er starb im Oktober 1915 zweiundfünfzigjährig an einem Hirnschlag — prekär.

1863 in Danzig geboren, war Paul Scheerbart, nachdem er ein paar Jahre lang mal in dieser, mal in jener Stadt gelebt hatte, 1887 nach Berlin gezogen und dort Teil der literarischen Bohème geworden. Als äußerst unterhaltsamer trinkfreudiger Gesellschafter — der gleichwohl auch eine melancholische und eigenbrötlerische Seite besaß — war er mit vielen aus der Szene bekannt und per Du und mit dem einen oder andern wie etwa Richard Dehmel und Erich Mühsam auch befreundet. Im Jahr 1900 heiratete er seine acht Jahre ältere Zimmerwirtin, eine als derb beschriebene und von ihm »der Bär« genannte Beamtenwitwe, die mit dem wenigen Geld, das das Schreiben einbrachte, geschickt zu haushalten verstand und so verhinderte, dass der die Ausübung eines

Brotberufs verweigernde und dem Alkohol allzu sehr zusprechende Phantast so sehr an den Rand geriet wie der sich selbst als »Meerwunder der Erfolglosigkeit« bezeichnende Peter Hille, der ohne die Hilfe seiner Freunde wohl im Elend versunken wäre.

Scheerbart schätzte Rabelais, Swift und Cervantes, über den er ein kleines Buch schrieb, und sah sich in der Nachfolge der Romantik, wobei er sich Clemens Brentano besonders verbunden fühlte. Von prägendem Einfluss auf sein Denken waren zwei Kritiker des naturwissenschaftlichen Materialismus: Friedrich Albert Lange, dessen umfangreiche *Geschichte des Materialismus* in seiner frühen Jugend, wie er 1906 in einem Brief Alfred Kubin gegenüber bekannte, sein »Hauptbuch« gewesen war, und Gustav Theodor Fechner, mit dem sich auch der Begründer der deutschen Science-Fiction, der fünfzehn Jahre ältere Kurd Laßwitz, intensiv auseinandersetzte: Er gab zwei seiner naturphilosophischen Werke neu heraus und verfasste ein Buch über ihn. Fechners Vorstellung von der Beseeltheit der Himmelskörper hat in einigen von Scheerbarts Werken deutliche Spuren hinterlassen.

Obwohl diese kosmischen Phantasien nur etwa ein Drittel seines literarischen Œuvres ausmachen dürften, haben sie schon früh die Wahrnehmung des Autors Paul Scheerbart bestimmt. Der ist gleichwohl in der Geschichte der Science-Fiction nie über den Status einer wenig beachteten Randfigur hinausgekommen und das, obwohl, worauf Franz Rottensteiner hingewiesen hat, der »sense of wonder« bei ihm unbestreitbar auf seine Kosten kommt. Ein Grund mag sein, dass ein Bezug zur Wissenschaft bei Scheerbart kaum erkennbar ist, seinen Fiktionen der Science-Aspekt also weitestgehend fehlt. Seine Sterne, Planeten, Monde, Asteroiden und Kometen zeigen einen auf die Erkenntnisse der Physik und der Astronomie keinerlei Rücksicht nehmenden For-

menreichtum, und wer Romanfiguren in einer achtkantigen Flasche durchs All sausen lässt, der dürfte an der Frage, wie funktionierende Raumschiffe beschaffen sein müssten, nicht übermäßig interessiert sein.

Der 1898 veröffentlichte Roman *Na Prost!*, dem das eigentümliche Raumfahrzeug entstammt, ist — auch wenn die dunkleren Töne nicht fehlen — wie vieles von Scheerbart äußerst unterhaltsam und witzig. Wenn er mit seinen Welt-raumphantasien der Science-Fiction zuzurechnen ist, dann gehört er auf jeden Fall zu denen, die Humor in sie gebracht haben, und kann damit durchaus als Vorläufer von Autoren wie Douglas Adams betrachtet werden. Während Adams aber seine Späße vor dem Hintergrund eines voll ausentwickelten Genres treibt, steckt dieses zum Zeitpunkt der Entstehung von Scheerbarts Werken noch in den Kinderschuhen, hat es da noch keine zu parodistischer Bezugnahme einladenden Konventionen ausgebildet.

Seine humoristische Seite hat, wie die bescheidenen Verkaufszahlen belegen, Scheerbart beim Lesepublikum wenig geholfen und zudem hat er sich mit ihr die Sympathien von Kritikern verscherzt, die sich mit seinem Humor einfach nicht anfreunden konnten. Denen galt er als allzu skurril, als nicht ganz seriös, als literarisches Leichtgewicht, das auf billige Einfälle setzte, auf einen sich immer wieder ins Bierzeitungshafte verirrenden Witz. Andere hingegen haben ihn gerade wegen seines Witzes hoch geschätzt und ihn als bedeutenden Humoristen gefeiert.

Dieses harte Gegeneinander der Positionen war von Anfang an typisch für die Scheerbart-Rezeption und zeigt sich auch in der Frage nach der sprachlichen Qualität seiner Texte, die im Duktus oft eine große Nähe zur gesprochenen Sprache aufweisen und auch mit umgangssprachlichem Vokabular durchsetzt sind. Für die einen ein wenig an der sprachlichen

Gestaltung seiner Werke interessierter Schnellschreiber, war und ist Scheerbart für die andern ein hochreflektierter Autor, der seine Mittel sehr bewusst einsetzt, die saloppen alltags-sprachlichen Wendungen etwa, um Feierlichkeit und Gefühlskitsch zu unterlaufen. Dass er uns heute, über hundertzehn Jahre nach seinem Tod, noch etwas sagt, ist sicher auch der konsequenten Vermeidung des hohen Tons zu danken, der die Werke vieler seiner Zeitgenossen so hat altern lassen, dass wir keinen Zugang mehr zu ihnen finden.

Übrigens lässt sich brieflichen Äußerungen entnehmen, dass er an seinen Werken hart gearbeitet und mit einigen Jahre zugebracht hat. Die von ihm erhaltenen keinerlei Korrekturen aufweisenden Manuskripte sind letzte Abschriften nach mehrfacher Überarbeitung. Dass sich ihnen zum Entstehungsprozess der Texte nichts entnehmen lässt, hat manchen zu der falschen Schlussfolgerung verleitet, Scheerbart habe es sich mit dem Schreiben allzu leicht gemacht.

Die kleine Märchensammlung *Der Aufgang zur Sonne* ist 1903 in dem Mindener Verlag J. C. C. Bruns erschienen, der zu diesem Zeitpunkt bereits drei Werke Paul Scheerbarts veröffentlicht hatte. Das Buch trägt den Untertitel *Hausmärchen*, womit unübersehbar auf die Brüder Grimm verwiesen wird, die ihrer weltweit bekannt gewordenen Märchensammlung den Titel *Kinder- und Hausmärchen* gegeben haben. Dass Scheerbart von diesem nur die zweite Hälfte übernommen hat, könnte man als Hinweis darauf lesen, dass sich seine Märchen eher an eine erwachsene Leserschaft als an Kinder wenden, allerdings haben drei der vier Geschichten kindliche Protagonisten, was als Identifikationsangebot für Kinder genommen werden kann. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht wäre *Kunstmärchen* wohl der angemessenere Untertitel, die vom Autor gewählte Bezeichnung *Hausmärchen* könnte man als Indiz für eine gesuchte Nähe zu den Volksmärchen inter-

pretieren, was unter anderem in der Einfachheit der Sprache und der Dominanz parataktischer Fügungen realisiert wäre.

Das den Band eröffnende Märchen *Weltglanz* ist der mit Abstand umfangreichste und auch künstlerisch gewichtigste unter den vier Texten der kleinen Sammlung. Es erzählt einen von einem fiebernden Kind phantasierten Besuch der Sonne. Diese ist ein ebenso märchenhafter wie bizarrer Ort, zu dem ein königlicher Hof mit barocker Prachtentfaltung, Himmelsforschung betreibende ehrwürdige Astronomen und die irdischen Verhältnisse studierende Ritter gehören, die goldene Rüstungen tragen und für ihre Arbeit mit Operngläsern ausgestattet sind.

Weltglanz zeigt eine Geschlossenheit, die Scheerbart, was ihm von manchen Kritikern als Unfähigkeit oder Sorglosigkeit ausgelegt worden ist, in vielen anderen Texten verweigert, und die Sprache entspricht hier dem Genre ganz. Das Märchen, urteilte der österreichische Kritiker Leopold Liegler im *Brenner*, sei gerade wegen seiner Einfachheit und Schlichtheit das Innigste, was der Autor geschrieben habe.

Die neue Maschine verzichtet als einziger Text der Sammlung auf kindliche Protagonisten und dürfte auch sonst das Kinder am wenigsten ansprechende Märchen in dem Buch sein. Bei dem ganz von der Arbeit an einer komplizierten Maschine okkupierten Zwerg Napâri denkt man unweigerlich an Scheerbart selbst und seine mit Besessenheit betriebenen und zum Scheitern verurteilten Versuche, ein Perpetuum mobile zu bauen, allerdings entstand die Geschichte ein paar Jahre, bevor die Idee des Perpetuum mobile vom Autor Besitz ergriff.

Im Titel oder Untertitel als Märchen gekennzeichnete Texte hat Scheerbart bereits in den 1890er Jahren verfasst. Einige von ihnen sind dann in seine mit kurzer Prosa angereicherten oder vielmehr um sie herum komponierten frühen Romane

— zu dieser Werkgruppe gehört auch *Na prost!* — eingegangen. Drei von ihnen — *Die Prinzessin Rona*, *Die Roseninsel* und *Die blaue Blume* — sind in diese Auswahl aufgenommen worden. Es fehlen hier jedoch die Geschichten, bei denen die von Scheerbart vorgenommene Zuordnung zum Märchengenre nicht von mir geteilt wird. *Das Märchen vom blauen Hund* etwa lese ich als unorthodoxe Gespenstergeschichte und als Groteske, aber nicht als Märchen.

Zu den bereits in den 1890er Jahren entstandenen Märchen gehören auch *Die Arbeit des Riesen*, *Der Gierige* und *Der Neugierige*. Scheerbart verfasste eine große Zahl von kürzeren Texten und bot diese, um sein bescheidenes Einkommen aufzubessern, permanent Zeitungen und Zeitschriften an. Viele von ihnen nahm er in die bereits genannten Romane auf, andere — wie diese drei — fanden dagegen erst nach seinem Tod den Weg ins Buch und mancher »unter dem Strich« veröffentlichte Text dürfte bis heute unentdeckt sein.

1904 erschien das von Richard Dehmel herausgegebene Kinderbuch *Der Buntscheck*, das zwei Texte Paul Scheerbarts, *Die angeführte Hexe* und *Die Rutschbahn*, enthält. Mit der ohne moralische Botschaft von Gemeinheit, Grausamkeit und Schadenfreude erzählenden schwarzhumorigen Geschichte *Die angeführte Hexe* bewegt sich Scheerbart in Richtung Antimärchen. Konstatiert werden kann hier auch eine gewisse Nähe zu Wilhelm Busch.

Die Weltkutsche wurde gleichfalls für ein Sammelwerk geschrieben, nämlich für das von Hanns Heinz Ewers und Adolf Cronbach 1905 herausgegebene Jahrbuch für Kinder und Eltern *Heim der Jugend*. In der Geschichte schickt der Autor einige Jahre vor Gerdt von Bassewitz ein Geschwisterpaar auf eine phantastische nächtliche Reise. Allerdings fehlt in seiner Märchenerzählung — das unterscheidet sie deutlich von *Peterchens Mondfahrt* — alles Putzige und Süßliche.

Das Märchen *Die weißen Vögel* stammt aus dem Nachlass und ist in den frühen 1890er Jahren entstanden. Die symbolische Geschichte erzählt von einem gegen den Reichtum der Natur sich wendenden Kult des Einfachen, geschmackvoll Klaren, das aber nur in drastischer Komplexitätsreduktion zu haben ist. Der wahnhaft auf die Spitze getriebene vornehme Klassizismus des alles Bunte aus seiner Welt verbannenden Fauns hat, auch wenn der Verfasser der Geschichte davon nichts wusste, noch nichts davon wissen konnte, manche Entsprechung in der das radikal Unterkomplexe feiernden Moderne des 20. Jahrhunderts. In einer sich — auch vor dem Hintergrund von Weltbildveränderungen — der Komplexität zuwendenden Zeit könnte die dem Naivitätsverdacht ausgesetzte Vorliebe Paul Scheerbarts für das unvornehm Bunte, Glitzernde, Ornamentale, die sich hier am deutlichsten in dem Märchen *Seequallen* zeigt, eine neue Wertschätzung erlangen.

Quellen

Paul Scheerbart: Der Aufstieg zur Sonne. *Hausmärchen*. Verlag J. C. C. Bruns, Minden 1903. Die Prinzessin Rona. *Ein Märchen*. In P. S.: Na Prost! *Phantastischer Königsroman*. Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1898. Die Roseninsel. *Ein Klexmärchen*. In P. S.: Immer mutig! *Ein phantastischer Nilpferderoman mit dreiundachtzig merkwürdigen Geschichten*. Verlag J. C. C. Bruns, Minden 1902. Die blaue Blume. *Ein Hexenmärchen*. In P. S.: Immer mutig!. Die Arbeit des Riesen. *Philantropische Titanomachie*. In P. S.: Gesammelte Werke, Band 7. Edition Phantasia. Bellheim 1992 — entstanden 1891, Erstdruck in Kampf, 1. Jg., Heft 24 vom 31.03.1905. Der Gierige. In P. S.: Meine Tinte ist meine Tinte. Eulenspiegel Verlag, Berlin 1986 — Erstdruck in Amsler & Ruthardts Wochenberichte 3, Berlin 1894. Der Neugierige. In P. S.: Meine Tinte ist meine Tinte — Erstdruck in Amsler & Ruthardts Wochenberichte 3. Die angeführte Hexe. *Ein Mordsspaß*. In Richard Dehmel (Hrsg.): Der Buntscheck. Schaffstein & Co., Köln 1904. Die Rutschbahn. In Der Buntscheck. Die Weltkutsche. *Eine Reise mit dreizehn großen Abenteuern*. In P. S.: Jenseitsgalerie. Verlag Klaus G. Renner, München 1981 — Erstdruck in Adolf Cronbach, Hanns Heinz Ewers: Heim der Jugend. Verlag Siegfried Cronbach, Berlin 1905. Die weißen Vögel. *Antisimples Farbenmärchen*. In P. S.: Gesammelte Werke, Band 7 — aus dem Nachlass, um 1892 entstanden.

Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden behutsam an das gültige Regelwerk der deutschen Sprache angepasst. Wo es sinnvoll erschien, blieben orthographische Eigenheiten der Scheerbartschen Texte aber gewahrt. So wurde aus *Klexmärchen* nicht *Klecksmärchen*, und wenn der Autor die eigentlich zu setzenden Kommata zwischen Adjektiven weggelassen hat, wurde dies gleichfalls respektiert.